

# D'Chruselbeeri fünd a triebe

Autor(en): **Hämmerli-Marti, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635854>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zeiger rüdte. Der Schaffner draußen am Zug nestelte an seiner Signalpfeife. Die Spannung in meinen Nerven stieg. Eben verschwand die dicke Italienerin im Innern des Eisenbahnwagens. Ich wollte mich nicht aufregen. Da, fünf Minuten vor Abfahrt des Mailänderzuges, wurde Nummer 13 aufgerufen. Rasch waren ihre Reiseeffekten nach Schritten durchsucht und Personalien, Herkunft, Zweck und Ziel der Reise in den Kontrollbogen eingetragen. Das erste Signal zur Abfahrt ertönte. Ich stürzte auf den Bahnsteig und legte vor den Augen der zwölf Mitreisenden Zeugnis ab, daß ich mich im Paßkontrollwettbewerb mit ihnen wohl hätte messen dürfen. Ein Ruf, und der Zug entfloß aus der engen Felsenklucht.

Die ersten Strahlen des Tagesgestirns zitterten durch den Morgendunst, als ich den Zentralbahnhof in Florenz verließ, um, durch die Straßen schlendernd, ein Stück florentinischen Morgenlebens kennen zu lernen. Das Steinplattenpflaster wiederhallte vom Hufschlag der Pferde, Maultiere und Esel, die auf den zweirädrigen Karren Lebensmittel aller Art zu Märkte führten. Reisende hasteten auf die Morgenzüge. Da und dort flogen Fensterladen auf. Eisene Kolladen von Bottegen rasselten und dienstbare Geister öffneten die Ladentüren. Dichtbesetzte Vororttramways brachten die Arbeitercharen ins Zentrum der Stadt. Und die graugelbenden Schaffnerinnen mit der italienischen Farbenrossette am Kopftuch eilten zu den Haltestellen, um ihre Kolleginnen vom Frühdienst abzulösen. Die Zeitungsverkäufer schrien die Morgenblätter aus. Blumen, vorzüglich Aronsstab oder Calla, wurden in Bündeln vorübergetragen. (Sie weckten in mir die Erinnerung an das mit Topfpflanzen stets vollbesetzte Fensterbrett in der elterlichen Wohnung. Zwischen bunten Geranien kräftete dort eine Calla ihr kümmerliches Dasein in magerer Topferde. Der Callastod hatte, dankbar für die sorgsame Pflege der Hausmutter, eine Knospe getrieben. Im Laufe des Tages lief ich wohl hundertmal zum Fenster, zog mein kurzes Körperchen am Fensterrahmen empor, reckte das Köpfchen, um zwischen dem Geranienlaub hindurch nach der Wunderblume auszulugen. Die kindliche Neugier wurde aber auf eine harte Probe gestellt und erlahmte nach und nach. Da holte mich die Mutter eines Morgens aus dem warmen Bettlein. Ihr Auge strahlte. Die Calla hatte ihre reinweiße Blütenscheide geöffnet. Den gelbroten Finger hob sie mahnend gegen mich: „Schau, kleine Ungegend, gut Ding will Weile haben!“ Wie würde doch Mütterlein gestaunt haben ob all der Blumenfülle in und um Florenz!)

„... cordia!“ Ein Bettelweib, den grauen Kopf demütig seitwärts geneigt, die linke Hand unter der abgetragenen Schürze, hielt mir bittend die hohle Rechte hin und riß mich aus meinen Träumereien. „Misericordia“, wiederholte es automatisch, als wollte es dem fremden Träumer eindrücklich klar machen, daß man sich mit dem Bettelvolk in italienischen Städten abfinden müsse. Ich habe das Weib später zu jeder Tagesstunde oft wieder gesehen. Es lauerte an den verkehrsreichen Straßenzweigungen, kam mit listig zwinkenden Augen aus dem Palast eines reichen Florentiners und stund als tüchtige Berufsfrau mit andern Kolleginnen am Portal des Domes.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Musterknabe.

Eine komische Geschichte von Walter Dietiker.

„So chömest jeh, Chinder,“ het der Petrus zu-n-ere Schar Aengel i schneewyße Hemmeli und mit flumige Flügel gseit, „sid rächt brav, und wenn ech der Herrgott öppis fragt, so gäbet ihm offe Bscheid.“ Und wo du alli vor em Liebgott gschande si, het der Petrus hübscheli d'Türe hinter sich zuezoqe und gmeint: „Aer hät sie wohl no uf der Wält

unde dörfe la si, die arme Chind; was sölle die da obe?“ Und isch sich mit dem Dumerügge über d'Duge gfare.

Im Himmel inn aber het der Liebgott die Aengel fründlich gmüschteret, so daß es däne ganz warm worde isch um ds Härz. Es Buebli het zu-me-n-andere gmeint: „Ganz wie mi Großvater!“

„Se nu, Chinder,“ het dr Liebgott du gseit, „i weiß wohl, es isch kes schlächts under ech. Aber vilicht het doch öppe-n-eis uf der Wält einisch öppis gmacht, wo nid hät sölle vorcho. Was heisch du öppe-n-uf em Gwüsse?“ chehrt er sich zum nächschte Buebli.

Das isch ganz schtill dagsthande, nume die fine Flügel hei hübscheli zitteret: „I ha mängisch d'Großmueter ghuzelet, we si ufem Ofesritt igshlufe-n-isch.“

Dem Herrgott sini Mulegge si läbig worde; aber scho isch er bim nächschte Buebli gschande und het ne fründlich under em Chini gno: „Und du?“

„Liebe Gott,“ het es rots Müli g'antwortet, „i ha nume mängisch e Fürtüfel gmacht. Im Himmel la-n-is gwüß jehst la si.“

„Scho guet,“ seit der Herrgott, „settigi cha-n-i feini bruuche.“

„Aber du, Lineli, biisch gwüß geng es liebs gi, oder?“

Das blonde Meiteli het scho nass Duge gha.

„Nei, liebe Gott, i ha einisch . . . ha einisch . . . ds Ruebettli uftrönt, wo-n-i e Zitlang bi elei i der Schtube gi. Es isch drum . . . so . . . längwilig gi.“

Jehst het der Liebgott doch müeße lache: „So, so, ds Ruebettli heisch uftrönt? Di Mueter wird große Duge gmacht ha, wo sie wieder ine cho isch.“

Und du, schwarze Chruselichopf? Wie heisch du scho?“

„Ruedi heiße-n-i, aber si säge mir nume dr Chaze-maler.“

„Was! Chasch du so guet Chaze male?“

„Es isch nid wäge däm,“ het der Ruedi gseit, „i ha nume-n-einisch üses Büüßi blau agschtriche, wo mir dr Maler hei im Hus gha.“

Der Liebgott het müeße-n-abstize. Aer het glachet, glachet: „Das isch doch e ahli schtarch. Chaze-n-ajstriche . . . blau!“

Und dr ganz Himmel het glachet, daß fäsch d'Sunne-n-i Blamp cho isch.

Wo dr Herrgott wider chln zue sich sälber isch cho gi, het er ds letschte Buebli zue sich gwunke. Das aber het nie d'Großmueter ghuzelet, nie ne Fürtüfel gmacht, nie-n-es Ruebettli uftrönt und nie-n-es Büüßi blau agschtriche. Nid en einzigi Dummheit het dä Kärl gwüßt z'erzelle und isch doch jir Läbtig e glunde, schtarche Bursch gi!

Und dr Liebgott het ne-n-agluagt, lang, lang, ärscht. fäsch truurig . . .

## D'Chruselbeeri fünd a triebe.

D'Chruselbeeri fünd a trybe,  
Und de Sürbusch het scho Chnöpf,  
Gwunderig ufem warme Bode  
Strecke d'Maierysli d'Chöpf.

I der Seel will's afo chyme,  
• Z'buschelewis, mer mag nid g'cho.

Isch ächt nonig alls verfrore?

Nei s'mueß wieder öppis goh!

Sophie Hämmerli-Marti. („Im Blueß“)

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —